

(Nachdruck verboten.)

10] Die heilige Kummernus.

Novelle von Richard Guldshiner.

(Schluß.)

Die Nächte verloren die drückende Schwüle. Und dennoch konnte Pepi nicht schlafen. Sie lag da, wälzte sich unruhig von einer Seite auf die andere und sann.

Ging unten jemand durch die Gasse, so horchte sie auf die Tritte des nächtlichen Wanderers, bis sie endlich in der Ferne verhallten. Das Flüstern der Liebespärdchen schreckte sie auf. Jeder Schlag der Turmuhren pochte schmerzhaft an ihre wachende Seele.

Da vergrub sie ihr Antlitz in die Kissen, um das unaufhaltsame Schluchzen zu ersticken. Und einmal wachte die Mutter davon auf. Sie glitt leise von ihrem Bett herunter und kam, ohne Licht zu machen, zu der Weinenden heran.

Wie ein riesengroßer Schatten stand sie an ihrem Bett. „Was ist Dir, Pepi?“

Aber das Mädchen antwortete nicht. Da beugte die Mutter sich herunter und legte ihr die Hand auf den Scheitel. Und so blieb sie eine Weile stehen. Es war so dunkel in der Stube, daß sie kaum die Tochter erkennen konnte; aber sie hörte ja ihr Schluchzen und fühlte, wie ihr Körper unter der aufgelegten Hand angstvoll zitterte und sich in Schmerzen krampfhaft zusammenzog. Aber nun wurde das Weinen leiser und verstummte.

Durch die Stille der Nacht klang nur von Zeit zu Zeit ein dumpfes, rollendes Dröhnen und undeutliches Stimmengewirr und fernes Lachen.

„Beim Sieglar legeln sie noch,“ sagte die Mutter. Aber Pepi schien diese Worte einen seltsamen, tiefen Trost zu erhalten. Sie faßte nach der Hand, die sie streichelte, und drückte sie.

„Bleib noch ein bißchen, Mutter.“

„Warum hast Du mir nie etwas gesagt?“

„Mutter . . .“

„Ich bin doch nicht blind; meinst Du, daß ich nicht sah, wie Du Dich quältest?“

„Ich . . . traute . . . nicht nicht . . .“

Da seufzte die alte Frau und setzte sich auf die Bettkante. Und dann blieben sie wieder eine Zeitlang still und lauschten auf das Rollen der Regelfugeln. Pepi aber lag da mit weitgeöffneten Augen und bohrte den Blick in das Dunkel.

„Er verdient es nicht, daß man sich um ihn ängstigt . . . Weißt Du denn, warum er den Messerstich bekommen hat?“

Pepi antwortete nicht.

„Weil er mit einem Mädchen schön getan hat, das die Braut von einem anderen war.“

„Ich . . . weiß . . . es . . .“

„Nun also . . .“

„Ich weiß es; aber es ist nun einmal so . . . ich habe ihn . . . halt . . . so lieb . . .“

„Hast Du nie an den Vater gedacht?“

Pepi schüttelte den Kopf. „Ich . . . weiß es nicht . . .“

„Hättest Du's dem Vater gesagt?“

„Ich glaube . . . nicht . . .“

„Der Vater war so gut zu Dir, zu uns allen. . . Der Vater ist zu früh gestorben.“

„Ja, Mutter . . .“

„Pepi sag' mir's . . . ist es jetzt zu spät, daß ich mit Dir rede?“

„Was denn?“

„Ich hab solche Angst, daß . . . etwas geschehen ist mit Dir . . . verstehst Du mich nicht?“

Aber da richtete das Mädchen sich auf und flüsterte entsetzt:

„Mutter, wie kannst Du glauben . . .“

„Dann bin ich beruhigt . . .“ Und sie umschlang den Hals der Tochter und küßte sie.

„Ich wußte ja immer, wo Du hingingst. Meinst Du, es hat Dich keiner gesehen . . .? und ich habe mich sehr ge-

fürchtet. Und erwartet hab' ich, daß Du etwas sagen würdest. Aber Du bleibst stumm. . . . Das hat mir sehr weh getan. Mein Gott! Wir sind so allein auf der Welt. Warum sollen wir nicht alles gemeinsam tragen?“

„Ja . . . ja . . . ich seh' es ein . . .“

„Aber Du mußt nicht mehr an diese Dinge denken. Bersprichst Du's mir?“

„Das kann ich nicht, Mutter . . . versprechen nicht . . .“

„Das sieht so tief . . . das braucht Zeit.“

„Aber nicht mehr hingehen wenigstens. Es hat ja doch keinen Zweck. Er ist schon fort . . .“

„Fort ist er?“

„Ja, schon seit acht Tagen; ins Bad, sich auskurieren . . .“

„Das wußt' ich nicht . . . nein, dann will ich nicht mehr hingehen . . . sieh, das wußt' ich ja nicht.“ Und dann nach einer Pause flüsterte sie noch einmal: „Das wußt' ich nicht . . .“

„Wer hat Dir's gesagt?“

„Die ganze Stadt spricht davon.“

„Und die Helene . . . hat Dir . . . nie etwas gesagt, Mutter?“

„Die Helene? Nein . . . warum meinst Du?“

„So . . . ich dachte nur . . .“

Dann schwiegen sie wieder. Auf der Pfarrkirche schlug es zwei Uhr. Die Mutter fuhr zusammen und erhob sich.

„Du mußt ja frieren,“ sagte das Mädchen.

„Ja, ich geh' ins Bett. Gute Nacht, Pepi . . .“

„Gute Nacht, Mutter. Willst Du mir nicht noch einen Kuß geben?“

Dann küßten sie sich innig und hielten sich fest umschlungen. Und die alte Frau murmelte an der Tochter Hals

so etwas wie ein Bekenntnis . . . Mein Gott im Himmel! Wie lange war es doch, daß sie sich nicht geküßt hatten! Und die Pepi solle nicht ins Gericht gehen!

„Aber, Mutter . . .“

„Ja, Pepi, so ist's . . . nicht ein Tipfelchen anders; ich weiß, wie ich bin . . . es kommt hart heraus; aber ich bin nicht hart . . . es ist nur so . . . so . . ., daß ich oft ganz anders tu und rede, als ich eigentlich möchte . . . wär' ich weicher, so hättest Du vielleicht lang schon zu mir geredet . . . und hättest es leichter tragen können; a l l e i n ist alles so schwer . . . ja, ja, das ist m e i n Teil der Schuld in dieser Sache . . .“

„Mutter, Mutter, was redest Du? . . .“

„Laß gut sein . . . ich geh' jetzt ins Bett . . .“

„Gute Nacht, gute Nacht . . .“

„Du schläfst jetzt? . . . ja? . . . Du gibst Dir Mühe, daß Du einschliffst?“

„Ich will's versuchen.“

„Dann gute Nacht . . .“

Dann war Pepi wieder allein und lag mit offenen Augen da. Sie fröstelte und zog die Bettdecke bis an den Mund herauf. Su, wie kalt war es geworden! Ja, nun war der Sommer tot und begraben. Nun mußte der Winter kommen.

6.

Wenn ein Mensch, der fern von der Heimat in der Verbannung sich müht, in einem schönen Traume die Seinen wiederzuseh, die Türme der Vaterstadt und den Strom, an dessen Ufern er seine Kinderspiele gespielt, dann ist sein Erwachen bitter und seine Verzweiflung grenzenlos. Alles, was ihn eben noch lieblich umgafelte, ist dahin und in eine endlose Ferner gerückt. Und die öde Wirklichkeit überfällt ihn mit gierigen Zähnen wie ein wildes Tier, vor dem es kein Entkommen gibt . . .

So erwachte Pepi aus ihrem kurzen Glückstraum. Als sie die Augen aufschlug und zur Besinnung kam, sah sie mit dem drückenden Gefühl ihrer Einsamkeit in einer Nähstube, umgeben von gleichgültigen oder böswilligen Menschen. Und vor ihr lag der weite, graue Weg der Verbannten, ein Weg durch Sand und Sturm.

Die Nähmaschine jurrte; unter fleißigen Händen raschelte die frische Leinwand; gleichmütig beschrieb der Uhrzeiger seine Kreise. Der Schuster Fiorini stand gelangweilt vor seinem Mädchen, und niemand wartete unten an der Ecke der Gasse, da wo sie auf den Obstplatz ausmündet.

Und die Mädchen erzählten sich, wenn die Kathl gerade nicht aufpaßte oder nebenan eine Kundin bediente, die Tagesneuigkeiten:

„Daß die Diesel Wächhuber nun endlich geheiratet hatte, und daß ihr Mann vier Jahre jünger sei als sie, und daß die Tochter des Advokaten Prellinger ins Kloster gehen wolle, und daß der Kapuzinerpater Moiskus gar so erbaulich predigte. Und schließlich, daß der Mensch, der den Fernwerth gestochen habe, in Rovereto gefaßt worden sei.“

„Der kann sich gratulieren,“ sagte Ida Langebner und schneuzte sich umständlich. „Ob sie so einen hängen?“

„Bist Du gefaßt? Er hat ihn doch nicht tot gemacht!“

„Aber eingesperrt wird er lebenslang — wie der Tourville, der seine Frau einen Berg hinuntergeschmissen hat.“

„Wer ist das, der Tourville?“

„Wer ist das, der Tourville?“

„Meine Mutter hat's mir erzählt; vor fünfzehn Jahren ist's gewesen.“

Aber Pepi mühte sich, nicht auf das Geschwätz aufzupassen; sie zählte im stillen bis hundert und sang dann wieder von vorne an, sagte sich alle Gedichte her, die sie noch von der Schule wußte; aber zwischendurch ertappte sie sich immer wieder dabei, wie sie auf all die dummen Dinge horchte, die die anderen vorbrachten. Mein Gott! sie konnte sich doch die Ohren nicht verstopfen! Sie sprach kein Wort und kämpfte die aufsteigenden Tränen tapfer hinunter.

„In Roncegno soll er jetzt sein,“ sagte Toni Mulser, die immer alles wußte, „er soll's mit einer Gräfin haben.“

„Das ist schon eine alte Geschichte. Wie er krank lag und aufgegeben war, hat sie ihn dreimal besucht. Seine Frau konnt's nicht mit ansehen, so taten sie. Sie ist aufgestanden und von seinem Bett weggegangen.“

„Ich bitt' Dich, die Frau Fernwerth . . . die ist das schon gewöhnt von ihrem Mann.“

„Sie soll aber verwandt mit ihm sein, die Gräfin.“

„Das wird eine schöne Verwandtschaft sein!“

„Ich weiß es von meinem Bruder.“

„Sie soll sehr schön sein, hab' ich mir sagen lassen.“

„Wenn ich nur wüßte, auf wen er immer am Obstplatz gelauert hat.“

Toni lachte belustigt: „Das weißt Du nicht? . . . Ich könnt's Dir schon sagen!“

„Ich auch,“ sagte Elsa und drehte sich zu Pepi herum, „gelt, Pepi, wir wissen's genau.“

Da lachten sie alle wie närrisch. Aber Pepi wurde glühend rot und hob den Kopf zu einer Entgegnung. Sie wollte ihnen ihren ganzen Born und ihren Schmerz entriestet an den Kopf werfen, sie wollte ihnen endlich sagen, wie sehr sie sie haßte, sie alle, die mit plumpen Anspielungen und grausamen Scherzen ein gequältes Herz zu verwunden vermochten, statt ihm tröstlich aufzuhelfen, sie wollte ihnen zeigen, wie hoch sie über ihnen allen stand . . . aber ihr Blick traf auf lachende Gesichter, auf schlecht verhehlte Schadenfreude und grausamen Uebermut, und da kam noch einmal die Verzweiflung über sie und warf sie in den Staub. Schweres Schluchzen erschütterte ihren Körper, sie schlug die Hände vor das Antlitz und wankte, unfähig, sich zu beherrschen oder auch nur ein Wort herauszubringen, unter dem Gelächter der Mädchen zur Tür hinaus.

Draußen im Treppenschur lehnte sie sich an die dumpfige Wand und ließ ihren Tränen freien Lauf. —

Als sie sich endlich gefaßt hatte und mit roten Augen und geschwollenen Lidern das Zimmer wieder betrat, waren die Mädchen still geworden und nähten fleißig. Alle Köpfe waren heuchlerisch über die Arbeit gebeugt. Die Kathl saß streng und spitzig an ihrem Platz am Fenster. Gretel Kremer las vor.

Und es war schon wieder die Geschichte von der heiligen Kummernus, die sich bei diesen lichernden, leichtsinnigen Mädchen merkwürdigerweise einer besonderen Beliebtheit erfreute.

— aber alles entsetzte sich, und das Volk verlangte, daß man sie als eine böse Zauberin in den Kerker werfe, damit sie gehindert wäre, Unheil anzurichten. Und der Richter fragte sie, wer sie in diesen Zustand versetzt. Darauf gestand sie ihm, sie habe ihren Bräutigam, der am Kreuze gestorben, darum gebeten, daß er alle Schönheit von ihr nehme und sie ihm ähnlich machen möchte . . .“

Gretel benetzte Daumen und Zeigefinger an den Lippen und wandte geräuschvoll das Blatt, um weiterzulesen. Aber Pepi vermochte der Erzählung nicht zu folgen. Was gingen sie diese Dinge an! Das war alles so lange her, daß man nichts dabei fühlen konnte. Ach Gott! sie hatte ja wohl genug

mit sich selber zu tun. Und war der Schmerz um vergangenes Glück und die Aussicht auf ein graues, erbärmliches Dasein nicht auch Martyrium genug? Hinter ihr lag eine Viertelstunde der Seligkeit, vor ihr aber nichts; sie würde ihre Arbeit tun, schlecht und recht, an Vergangenes denken, niemand Vorwürfe machen, sie würde die Dinge nehmen, wie sie waren, und schweigen . . .

Ach Gott! Wie langsam gingen die Stunden! Jetzt war es fünf Uhr! Und erst um sieben konnte sie nach Hause.

Die Sonne sank; man merkte, daß es in den Herbst ging. Der Himmel über den Dächern war so blau und durchsichtig, wie er es schon lange nicht gewesen war. Die Dächer lagen in greller Beleuchtung da. Ach, die schönen Tage! Wie gut mußte es sein, in ruhigen Tälern fern der Stadt an einem rauschenden Wasser zu sitzen! Oder am Waldbrand, wenn drüben über den Bergen die Sonne sank!

Und Pepi starrte sehnsüchtig in die Ferne, folgte dem Flug der Tauben, deren Gefieder im Sonnenglanze blitzte, und ihre Sehnsucht stieg. Aber mit ihr kam ein Grauen und eine Angst vor allen Dingen und Menschen und eine Angst vor sich selber. Ach, wer sich opfern könnte, wie die Heiligen es vermocht hätten, und wer Seligkeit dabei empfände wie sie! Für das, was man liebt, zu sterben, war wohl nicht schwer; aber zurückgestoßen sein, verhöhnt und leichtsin preisgegeben, das mußte ein jedes Menschenherz vernichten . . . wer nicht schön war und nicht reich und nicht mehr jung, der trug kein Martyrium, so gut wie die Heiligen, von denen die Bücher berichteten . . .

— — — und am nämlichen Tage, als es in den Abend ging, errichteten sie ein großes Kreuz auf einer Anhöhe im Westen und kreuzigten sie. Sie aber lobte Gott und predigte vom Kreuze herab die drei Tage, die ihr noch zu leben vergönnt waren, so eindringlich, daß viele Tausende und selbst der Richter zum christlichen Glauben bekehrt wurden. Zur Sühnung seines Verbrechens erbaute er dann eine Kirche zu Ehren der hl. Scholastika und stellte darin von Gold das Bild der Getreuzigten auf, und es geschahen viele Wunder . . .“

Aber Pepi wußte, es gab keine Wunder. Hätte nicht ein Wunder geschehen müssen, da sie so heiß geliebt? Hatte ihre Seele nicht so gewaltig um den Geliebten gekämpft, daß er der Ihre werden mußte, wenn es Wunder gab? Aber er hatte sich abgewandt und war lachend seinen Weg gegangen, da sie in Tränen zusammenbrach. Nun war er fern und würde nimmer zu ihr zurückkehren, und sie, sie hing am Kreuze. Aber sie predigte nicht, nein, sie predigte nicht. Ihre Seele war finster und klagte an, und Empörung war in ihr. Denn sie wußte nun auch, daß nicht jene heilig war, die sie die heilige Kummernus nannten: sie selber war es, sie selber; denn sie hatte übermenschliches Leid und konnte nimmer glauben. In ihr war alles zerbrochen und finster und unduldsam.

Und die Worte der Legende, die wie aus fernen, öden Tiefen an ihr Ohr klangen, wandelten sich in ihrer Seele zu Flüchen und Verwünschungen und zu einer heißen Klage, die niemals enden würde . . .

Sie saß bewegungslos da, die Mundwinkel sanken ihr herunter, daß sie einen alten Zug im Gesicht bekam, ihre Augen waren trüb und erloschen. In ihrem grauen, kümmerlichen Kleid sah sie plötzlich wie eine Nonne aus, die mit Weinen und Kasteien und gedankenlosem Hertragen alter Gebete ihre Jugend verschwendet und vernichtet hat. Die Hände mit der harten, zerarbeiteten Haut ragten rot und häßlich aus den verblühten Ärmeln heraus.

So saß sie da, unscheinbar und vergrämt. Um sie herum raschelte die frische Leinwand in den Händen der Arbeitenden, die Nähmaschine furrte und Gretel Kremer las mit ihrer blechernen Stimme, unharmonisch und eintönig, Wort für Wort, Satz für Satz, alte verstaubte Heiligenlegenden, aus denen heiße Anklage und unmenschliches Leid aufstieg, Dinge, die nichts gemein haben dürfen mit dem Leben der Erdenkinder . . .

Draußen aber, hoch über der Stadt, im blauen Himmel, läutete eine tiefe Glocke mit langsamen, lang verhallenden Schlägen.

Das Kreuz auf der Dachhaube des Bergeltschen Hauses lag schon im Schatten.

(Nachdruck verboten.)

Der neue Kurort.

Von E. Prezgang.

(Schluß.)

Im Dorfe ging's nicht weniger fleißig her. Jedes Mitglied des Kurvereins bemühte sich, es seinen Nachbarn gleichzutun und den zum Teil schon sehr altersschwachen Gebäuden innen und außen einen neuen Glanz zu verleihen. Namentlich die Vorderseiten prangten in tadelloser Weiße. Düngerhaufen verschwand von der Straße, die tiefsten Löcher der Dorfstraße wurden zugeschüttet und der Fußsteig mit hellem Sand bestreut und täglich geharkt. Auf jedem Boden fand sich noch eine Ecke, die sich durch ein paar tapezierte Bretter zum Fremdenzimmer herrichten ließ. Erstaunlich war es, mit welcher Hindigkeit aller Raum ausgenutzt wurde.

Mancher feuzte zwar den harten Talern nach, die aus dem Strumpf im Bettstroh ihren Weg ins Freie fanden; manch einer wurde bedenklich und hatte sich die Geschichte billiger vorgestellt, aber Krendel lachte die Aengstlichen aus und verspottete sie. Sie sollten nur verzichten! Desto reicher werde der Goldstrom in die übrigen Häuser fließen. Er für sein Teil richte sogar den Taubenschlag zum Logis ein!

Der größte Aerger war bei den Hausfrauen. Nicht nur, daß alles unterste zu oberst gelehrt wurde und der ganze Gang der Häuslichkeit aus dem Geleise kam — nein, vor allen Dingen dieser schreckliche Kurverein! Seine Sitzungen wollten weder an Zahl noch Dauer je ein Ende nehmen. Es wurde beraten und nochmals beraten und wieder beraten. Betunderungswürdig waren das Interesse und die Ausdauer der Mitglieder.

Abgesehen davon, daß niemand so dumm war, sich die schönen Gelegenheiten zum Kartenspiel ungenutzt entgehen zu lassen, war auch die Kursteuer festzusetzen und wegen der Wohnungs- und Unterhaltspreise eine Vereinbarung herbeizuführen. Ferner hatte es sich als notwendig herausgestellt, eine Fahrverbindung mit dem etwa fünf Kilometer entfernten nächsten Bahnhof zu schaffen.

Hier sprang Malte bereitwilligt ein. Zu jedem Zuge, so erklärte er, werde er einen „Hotel-Omnibus“ senden. Einige mißtrauisch veranlagte Mitglieder glaubten darin einen Versuch zu sehen, sich möglichst alle Gäste zu sichern. Deshalb wurde die Bedingung gestellt, der Wagen müsse bis in die Mitte des Dorfes, an den Entenpfuhl, fahren und die Angekommenen dort ihrem Schicksal überlassen. Malte ging nach einigem Zögern darauf ein in der stillen Hoffnung, daß die meisten es vorziehen würden, im Wagen sitzen zu bleiben oder wieder einzusteigen, nachdem der Kutscher ihnen das Hotel empfohlen.

So vergingen einige Wochen. Dann prangte ganz Kringelberg in festlichem Schmuck. Der Kurverein veranstaltete eine Eröffnungsfeier mit Fahnenweihe.

Die Inzerate hatte man längst losgelassen und den Tag der Feier als Eröffnungstag angegeben. Nun konnten sie kommen, die Gäste. Alles andere war fertig und bereit.

Schon um acht Uhr am Morgen versammelte der Kurverein sich vollzählig auf dem Platze vor dem „Hotel zum Kringelberg“. Diesmal hatte Malte keine Mühe gehabt, sein Haus zum Mittelpunkt zu machen. Es war ja selbstverständlich, daß der Entenpfuhl heute hierzu nicht geeignet. Man wollte doch anstoßen und die vom Diskutieren trodene Kehle beschenken. Die Sonne brannte auch, als sei sie dem neuen Kurort ganz besonders gewogen, und von den gebräunten Gesichtern rann der Schweiß schon um neun Uhr in dicken Tropfen. Um zehn Uhr hielt der Ortschulze seine erste Rede, und Malte steckte das zweite Fächchen an.

Eine halbe Stunde später rollte der „Hotel-Omnibus“ aus dem Hof: eine alte Kutsche, die wie alles in Kringelberg renoviert worden war und mit ihrem neuen Lackansstrich eine längst vergangene Jugend vorspiegelte. Holms hatte einen zweiten, der Gemeindevorsteher einen dritten Wagen gestellt, um den am ersten Tage zu erwartenden Andrang von Kurgästen zu bewältigen. Sämtliche Gefährte waren mit Girlanden geschmückt, das Geschirr blühte in der Sonne, und born an den Deichseln nidte frisches Virlengrün.

Unter allseitigem Hurra setzten die Wagen sich in Bewegung und verschwanden bald in dem aufgewirbelten Staube der Landstraße.

Den Schulkindern war ein unterrichtsfreier Tag geworden: auch sie sollten in Aktion treten und die Kommenden beim Eintritt in den Festsaal begrüßen. Auf dem Platze fiel diese Aufgabe der Musikkapelle zu.

An jeder Kutsche aber sollte ein Vorstandsmitglied des Kurvereins die Honneurs machen. Geschmückt mit großen Rosetten, im Hochzeitsrock und Zylinder, eilten die Vielgeplagten umher, alles in die nötige Ordnung zu bringen. Denn „Klappen“ sollte es. Ging doch vielleicht vom ersten Eindruck die ganze Zukunft Kringelbergs ab.

Am aufgeregtesten ging es wohl in Maltes Küche her, wo ein halbes Rind am Haken hing und fortwährende Operationen erdulden mußte. Es wurde gehackt, gewiegt, geklopft, Keller gingen in die Brüche und die Suppenschüssel sprangen vom Tisch. Ein Schwein war geschlachtet, Hühner und Enten hatten ihr Leben lassen müssen. Für einige Fischgerichte war auch gesorgt; Johann hatte tagelang am Fluß gefessen und geangelt. So war alles in Hülle und Fülle vorhanden, nur eins fehlte: der Koch. Frau Malte, die in der Zubereitung eines heimischen Schweins- und Rinderbratens jede Kon-

kurrenz aus dem Felde zu schlagen sich unterfangen hätte, stand doch ratlos vor den seltsamen Namen einer von dem Koch eingesandten Speisefarte, die zum Teil nicht einmal auszusprechen waren. Aber selbst die in ehrlichem Deutsch angegebenen Speisen, wer sollte die alle kennen? Einen „Wiener Rostbraten“ zum Beispiel. Das las sich sehr leicht, aber wie sah so ein Ding aus? Und weil in Kringelberg die Zubereitung von Speisen auf dem Rost etwas gänzlich Ungekanntes, so las Frau Malte „Rostbraten“. Was denn gar? Sie suchte rote Gesichts in der Küche zwischen den Rädern herum: man sollte am Ende auch noch ein Rost schlachten? Da hörte doch alles auf! Aber wenn die Männer schon anfangen, sich mit Frauenarbeit abzugeben, na —! Und gleich darauf schoß sie zum fünfzehntenmal ins Gastzimmer und fragte boshaft ihren Gatten, wo denn der Herr Koch bliebe. Der Herr Koch! Denn ein Studierter mußte es doch sein. Aber der Herr Koch, der schon zum Abend vorher angemeldet war, ließ sich nicht blicken.

Malte hatte gar keine Zeit, auf die bissigen Bemerkungen seiner gekränkten Gattin einzugehen. Er stand hinter dem Tresen, zapfte Bier, nahm Geld ein und freute sich über den schönen Fluß der Getränke, die hinausgeschafft wurden vors Haus, wo unter zwei breitläufigen Kastanien ein Dutzend Tische aufgestellt war — Tische mit bunten Decken natürlich.

Hier war Johanns Reich. Der hatte es auch nicht leicht. Trotz seines Protestes und fürchterlichen Gelächters war er von Malte in einen engen Frock gezwängt worden, der auf dem Rücken wulstige Falten warf; er war auf gut Glück in einem Tröbelladen erstanden. Die Locke auf der Stirn hatte man nur einigermaßen zuwege gebracht; Johanns „Vorsten“ widerstanden hartnäckig jedem Quantum Rinderfett. Der Unterricht im „Wienerischen“ war gänzlich fehlerhaft. Maltes Sprachkenntnisse machten Fiasco; er hatte ein Kauderwelsch vorgebracht, daß Johann sich fortwährend den Bauch halten mußte vor Lachen. So blieb es bei der Einprägung allgemeiner Höflichkeitsphrasen und der Uebung von Verbeugungen. Das lernte Johann sehr bald; unangenehm war nur der Stieftragen; sobald der neugebadene Kellner dienerte, stach der Kragen ihn ins Kinn. Aber auch dies Leiden war bald überstanden. Der Schweiß lief in dicken Tropfen von Stirn und Wangen und erreichte das gestärkte „Halstuch“. Dann legte es sich dicht an die Haut und Johann glaubte zu ersticken. Deshalb griff er öfter mit den Fingern hinein und loderte es. Sauberer wurde der Kragen nicht dabei. Dazu kam es fast fortwährend aus durstigen Kehlen: „Kellner!“ Johanns Freunde schrien es auch zum Spaß, was Krendel laut mißbilligte. Er rief ganz ernsthaft: „Ober! Noch ein Hell!“

Um elf Uhr stand der Ortschulze auf einem Tisch und redete seine zweite Rede, worin er die Anwesenden ermahnte, diesen Tag in seiner vollen Bedeutung aufzufassen und sich anständig zu betragen, insbesondere nicht durch Trunkenheit und Schlägerei die Feier zu entwürdigen. Auch sollten die jüngeren Leute beim Tanzen den Gästen den Vortritt lassen und zeigen, daß gute Lebensart auch in Kringelberg zu Hause sei. Unschädliche und eifersüchtige Aeußerungen der jungen Männer mußten unbedingt auch dann unterbleiben, wenn etwa „die Jungfrauen des Dorfes von den fremden Herren mit einem Tanze beehrt würden.“

Der letzte Passus wurde von den jungen Männern mit lautem Murren aufgenommen; die Mädchen aber klatschten in die Hände. —

Auf dem Kringelberg, an der noch uneröffneten Milchrinne, saß Hänfling, der Gemeindediener. Ihm war die Aufgabe zugefallen, nach den zurückkehrenden Wagen Ausschau zu halten und die unten harrenden Festteilnehmer rechtzeitig zu benachrichtigen. Hänfling war mit einigem Widerstreben hinaufgestiegen. Da oben herrschte große Trockenheit — und die liebte er nicht. Zwar hatte er eine Kanne Milch mit heraufgebracht und in den Keller der Halle versenkt — aber die rechnete nicht. Das war etwas für Säuglinge. Allenfalls auch für die erwarteten Kurgäste, — trotzdem Hänfling im Stillen lachte über den „Spul“, mit Milch und Luft! Krankheiten heilen zu wollen. Ueberhaupt Luft! Er hob die Nase und schnüffelte: ja, mein Gott, was hatten sie nur an der Luft? Es war eine Luft wie jede Luft. Man mußte wohl so ein dummer Städter sein, um an ihre Heilwirkung zu glauben. Gallen die Kringelberger nicht diese Luft für Tag und Jahr für Jahr? Nun — und das Reizen zwidte zu gewissen Jahreszeiten jaft in jedem Haufe. Auch die übrigen Krankheiten verschonten Kringelberg nicht. Aber da half dann nur Teetrinken, Medizin — oder, wer das geheimnisvolle Rezept wußte, der ging in einer Mondschneenacht allein aufs Feld oder auch in das Gebüsch des Kringelbergs, grub ein drei Fuß tiefes Loch, machte drei Kreuze und sagte: „Uebel, ich versen! Dich!“ Ebenfalls dreimal. Mit dem nächsten Mondwechsel verschwand dann die Krankheit. Manchmal. Manchmal auch nicht. Im letzteren Fall war irgend ein Fehler bei der Beschwörung gemacht und sie mußte wiederholt werden, bis das Uebel sich davon machte. Das war ausprobiert, und wenn einer nicht die Dummheit machte und sich vorher zum Sterben hinlegte, half das Mittel endlich immer. Aber die Luft? Und Milch — br! Hänfling schüttelte sich.

Und wie er sich noch so in seinen Betrachtungen erging, sah er plötzlich in der Ferne eine Staubwolke aufsteigen.

„Sie kommen!“

Ein Blick noch, dann schoß Hänfling wie ein Blitz den abschüssigen Weg hinunter bis hinein in die Mitte der Festversammlung.

„Sie kommen! Sie kommen!“

Das schlug wie eine Bombe ein. Grenzenlose Verwirrung. Kummt. Geschrei. Befehle.

Krendel warf sein Bier um und fauste auf die Musikanten los: „Blasen! Blasen!“

„Salt!“ schrie der Ortschulze, der wohl wusste, daß noch einige Zeit vergehen mußte, bis die Kutschen anlangten.

Aber die Musikanten bliesen schon: „Das ist der Tag des Herrn . . .“

Vor dem Eingang des Festsaales sammelte der Schulmeister seine kleinen Sänger und Sängerrinnen. Er schlug seine Stimmgabel an einen Pfosten: „A—a—a.“ Es war unmöglich, während der Musik und dem Lärm die Tonlage richtig zu fixieren. Aergerlich schüttelte er den Kopf, versuchte es wieder und wieder. Aber die große Pojaune fuhr ihm immer von neuem hinein und verjählang alles.

Der Kapellmeister hatte die Weisung, nur den „ersten Vers“ zu spielen. Er gab gerade das Schlusszeichen, als Maltes „Hotel-Omnibus“ von der Landstraße ab in den Platz einbog.

„Blasen! Blasen!“ Hundert Stimmen riefen.

Die Musikanten setzten von neuem ein; einige aber glaubten, nun käme das zweite Stück und sandten einen schmetternden Marsch in den „Tag des Herrn“. Der Kapellmeister zappelte wie ein Wilder und schrie, aber die Verwirrung wurde nur noch größer. Denn inzwischen hatten die Vorstandsmitglieder die Wagenschläge geöffnet, und die Menge schrie Hurra zur Begrüßung der Gäste.

Gäste? Ja, wo waren sie?

Ein einziger stieg aus dem ersten Wagen und wurde von Krendel in Empfang genommen. Holms aber und der Ortschulze dienernten vor leeren Equipagen.

Das gab einen Schreck bei den beiden. Auch Krendel war nicht wohl, aber er hatte wenigstens einen!

Und über das Haupt dieses Einen, der ganz verwundert um sich sah, ergossen sich nun sämtliche Ehrungen wie ein tosendes Wasser, das sein Opfer fordert.

Er kam gar nicht zu Worte. Musik, Gelächter, Begrüßungen, Hurra.

Der ganze Vorstand hatte sich um ihn gruppiert und klammerte sich frampfhaft an diesen Einen.

Die Kapelle schwieg noch nicht, da gab schon — weil das Komitee mit dem Gast sich dem Festsaal näherte — der Schullehrer seinen Sängern das Zeichen zum Anfang.

„Sei uns gegrüßt . . .“

Der Gast nickte freundlich, aber sehr verwundert, und drückte dem Vorstand die Hände. Immer wieder.

Dem Gesange folgte eine Ansprache des Ortschulzen, die in dem Wunsch ausklang: „Möchten Sie, geehrter Herr, sich stets wohl fühlen in unserer Mitte, Ihre Gesundheit in der herrlichen Luft unseres Ortes wiederjunden und uns auch in Zukunft beschützen.“ Dann kam ein Hoch.

Malte schenkte Champagner ein.

Sie stiegen an mit dem Geehrten, und dieser sagte gerührt: „Meine Herren, wie ich Ihnen danken soll, weiß ich nicht. Ich bin schon in manchem Badeort gewesen, aber so wie hier hat man mich noch nie empfangen. Nehmen Sie meine aufrichtige Versicherung entgegen, daß ich Ihnen das nie vergessen und meine Pflicht bis zum äußersten erfüllen werde. Sie sollen mit meiner Kunst zufrieden sein. Und nun ist es wohl Zeit, daß ich mich in die Küche begeben.“

Bildsäulen . . .

Holms ließ das Glas, Malte die Flasche fallen. Der Ortsvorsteher suchte verzweifelt nach seiner Schnupftabakdose. Krendel tanzte alles vor den Augen; er schnappte nach Luft und versuchte doch, verbindlich zu lächeln und sagte mit verzerrtem Gesicht: „Ja, ja . . . ganz recht . . .“

Malte fand zuerst die Fassung wieder; er nahm den Koch am Arm und zog ihn mit sich fort. Von dem, was seiner Meinung nach nun kommen mußte, sollte der und wollte er nichts hören.

Aber zunächst kam nichts.

Die Drei sahen sich nur verzweifelt an.

Dann kreuzten sich drei entsetzliche Flüche. — — —

Am Abend warf die Einwohnerschaft von Kringsberg den drei Vorstandsmitgliedern des Kurvereins sämtliche Fenster ein. —

Kleines feuilleton.

g. Die erste Ton-, Zement- und Kalkindustrie-Ausstellung, die in den Ausstellungshallen der Versuch- und Lehrbrauerei in der Seestraße bis zum 21. August stattfindet, soll in erster Linie den Baustoffverbrauachern ein Bild von der Verbovllkommnung der Erzeugnisse dieser Industrie geben. Demgemäß werden die mannigfachen Produkte der gesamten Ton-, Zement- und Kalkindustrie wie: Hintermauerziegel, Verblender, Dachziegel, Terralotten, Fliesen, Schamotte und Bauausführungsteile ausgestellt. Was an Erfindungen und Verbesserungen in den letzten Jahrzehnten in diesem Industriezweige geschaffen worden ist und sich bewährt hat, das hat seinen Platz gefunden. Die Ausstellung ist eine Tendenz-Ausstellung. Es soll nämlich gezeigt werden, daß die Ziegel als Verblender auch in ihren Schaulflächen den Unbildern der Bitterung

bis in ferne Zeiten standzuhalten vermögen. Hierbei muß zugestanden werden, daß sich diese Industrie mit Recht auf historische Erfahrungen beruft. Die schönen Baubemäler vergangener Jahrhunderte beweisen die gute Bewahrung der Erzeugnisse aus Ton usw.

Die Produkte dieser Industrie sind auf der Ausstellung denn auch in einer solchen Reichhaltigkeit ausgestellt, daß man einen guten Ueberblick bekommt. So sehr auch in dieser Industrie nach der Herstellung möglichst zweckmäßiger, wohlfeiler und dauerhafter Produkte gestrebt wird, so wird doch auch die künstlerische Seite nicht vergessen, wie u. a. wohlgelungene Terralotterzeugnisse beweisen.

Dadurch, daß auf der Ausstellung auch die Herstellung von Ziegeln mit modernen maschinellen Einrichtungen gezeigt wird, gewinnt sie einen besonderen Reiz. Auch auf dieser Schaustätte feiert wieder die moderne Technik ihre Triumphe. Die Tendenz: Menschenarbeit nach Möglichkeit zu ersparen und den eisernen Sklaven „Maschine“ zu verwenden, tritt deutlich zutage. Die Verbovllkommnung der Maschinen innerhalb dieser Industrie läßt sich auf dieser Ausstellung ebenfalls feststellen. Uns fiel in dieser Hinsicht besonders ein patentiertes Wellenwalzwerk mit Einzugsvorrichtung auf, das trotz besonders ungünstiger Umstände in der Lage war, ein Vorwalzwerk und zwei Blattwalzwerke in einem Betriebe zu ersetzen. Das Modell eines Schaufeltransporteurs (auf dem rechten Seitengange der Haupthalle) zeigt, wie auch für die Bedürfnisse dieser Industrie die kompliziertesten Transporte der Materialien maschinell mit einer Anlage bewerkstelligt werden können. Das ausgestellte Modell weist gegenüber ähnlichen Transportvorrichtungen u. a. auch eine kleine Verbesserung auf. Bei ähnlichen Vorrichtungen mußten nämlich die vielen Reibungsstellen (Lager, Gleitbahnen usw.) von einem Mann geschmiert werden. Das ausgestellte Modell erspart diese Tätigkeit durch eine ebenso einfache, wie zweckmäßige Schmier- und Abstreifstelle.

In einfacher und wirkungsvoller Weise zeigt die Zementindustrie die Güte ihrer Fabrikate, soweit es z. B. auf Wasserdichtheit ankommt. Eine aus Zement hergestellte Röhre von 6 Meter Länge und 42 Millimeter Wandstärke ist, zu diesem Zweck mit Wasser gefüllt, aufgestellt worden.

Das Reichsamt des Innern hat eine Sammlung von Erzeugnissen des ganzen Industriezweiges ausgestellt, die den Zweck hat, für die Einreihung der verschiedenen Produkte unter die richtigen Sätze des Zolltarifes einen Anhalt zu bieten. Diese Sammlung, die besonders auch für den Laien interessant ist, wurde von einem Industriellen dieser Branche dem Reichsamt des Innern geschenkt. So zweckmäßig diese Maßregel wohl ist, so beweist sie doch, wie gering das Vertrauen der Industriellen zu den Fähigkeiten der Geheimräte des Zolltarifes ist.

Ein im Freien aufgestelltes Gebäude ist darum bemerkenswert, weil es in seinen vier Wänden verschiedene Ausführungssysteme darstellt. Die vordere Wand ist als Fassade eines Arbeiterwohnhauses gedacht. Sie wirkt auch mit ihren verhältnismäßig einfachen Mitteln recht ansprechend. Nur schade, daß nicht einige Photographien daneben gehängt sind, die den Zustand zeigen, in dem man heutzutage die Arbeiterwohnhäuser auf den Ziegeleien antrifft.

Die Ausstellung im allgemeinen wie auch die erwähnte Sammlung im besonderen ist also auch für den Laien belehrend. Hoffentlich ist die Leitung der Veranstaltung einsichtig genug, um endlich den hohen Eintrittspreis auch an Wochentagen von 1 M. auf 50 Pf. herabzusetzen! Das dürfte um so angebrachter sein, als jetzt auch der Besuch zu den besten Stunden ein auffallend geringer ist. —

Notizen.

— Der Bildhauer Harro Magnussen ist von der neuen Direktion des Kleinen Theaters als künstlerischer Beirat gewonnen worden. —

— „Brave Lumpen“, eine dreiaktige Bauernkomödie von Hans Werner Holzmann, Musik von Max Dräger, hat im Münchener Volks-Theater großen Beifall gefunden. —

— Ein eigenartiges Ballett wird im Herbst in einem Pariser Theater zu sehen sein. Es handelt sich um eine dreiaktige Tanzdichtung, die den Namen „Drei Maler“ führt. In jedem Akt wird ein berühmtes Gemälde „getanzt“. Der erste Akt bringt die „Bauernfirme“ von Rubens, der zweite „Die Abfahrt von der Insel Cythera“ von Watteau und der dritte den „Tanz der Nymphe“ von Corot. —

t. Kohlschneidemaschinen werden jetzt in den englischen Kohlenbergwerken sehr vielfach benutzt. Nach einem amtlichen Bericht wurde schon im Jahre 1903 in 225 Kohlenminen mit solchen Maschinen gearbeitet; ihre Gesamtzahl belief sich auf 643, wovon 231 mit Elektrizität und 412 mit Preßluft betrieben wurden. —

— Das Wort Pumpernickel leitet sich, wie die „Sag. Ztg.“ schreibt, von bonum paniculum, wörtlich gutes Brötchen, her. Der altennähig erwiesene Ursprung ist folgender: Bei einer Hungersnot in Osnabrück um 1450 ließ der Magistrat auf Gemeindelosten Brot backen und unter die Notleidenden verteilen. Dies Brot erhielt den obigen lateinischen Namen, aus dem der Volksmund Bonpanidel, Bompneridel, Pumpernickel machte. Die richtige Schreibweise wäre demnach Bompneridel. Ein Turm vor den Osnabrücker Stadtmauern, in der Nähe der sogenannten Hasermühle, in welchem solches Brot gebacken wurde, heißt heute noch der Pumpernickelturm. —